

(Nachdruck verboten.)

## 6) Gottlieb Adler und Sohn.

Von Boleslav Pruz.

Gegen Mittag verständigte man den Fabrikanten, daß der Arzt endlich gekommen sei. Der Alte ging schnell aus der Villa nach Gostowski's Wohnung hinaus, um den Arzt zu sprechen. Als er an Ferdinand's Zimmer vorüberging, klopfte er mit dem Stocke an die Thür; aber der Sohn schlief noch fest nach dem Rausch der gestrigen Nacht.

Vor Gostowski's Wohnung standen viele Arbeiter. Obwohl es Sonntag war, waren nur wenige zur Kirche gegangen; die meisten wollten sich nach dem Zustande des Kranken erkundigen.

Als Adler ankam, ging ein Gemurmel durch die Menge. Nur die Furchtsamsten begrüßten ihn; manche drehten sich um, und andere wieder schauten ihm ins Gesicht, ohne die Mühen abzunehmen.

Adler empfand ein unangenehmes Gefühl. „Was ist den Leuten geschehen?“ dachte er.

Er fragte einen Arbeiter, wies dem Gostowski ginge?

„Ich weiß nicht,“ antwortete dieser mürrisch; man spricht von einer Amputation.“

Adler ließ den Arzt heranzurufen. „Na, was ist denn?“ fragte er.

„Er wird sterben.“

Adler schwieg einen Augenblick, peinlich betroffen, faßte sich aber sofort: „Das kann doch nicht sein. Viele Leute verlieren beide Hände und Füße und sterben dennoch nicht.“

„Die Hand war schlecht verbunden; enormer Blutverlust . . .“

„Ich werde Sie gut entschädigen, sorgen Sie! Es ist doch unmöglich, daß ein starker Mann infolge einer Handverletzung sterben sollte.“

Der Arzt wollte nicht mehr Zeit verlieren, ließ Adler stehen und ging zurück ins Haus. Adler lenkte seine Schritte nach der Villa zurück.

Die Menge fluchte ihm und drohte: „Wenn ein Arzt in der Fabrik wäre, würde es nicht so enden. Unser aller wartet so ein Schicksal, wenn wir bis Mitternacht arbeiten werden!“

Adler schien diese Rede nicht zu beachten; er steckte die Hände in die Tasche und erhobenen Hauptes schritt er durch die Menge, da wo sie am dichtesten stand. Die Leute machten ihm Platz; sie fühlten instinktiv, daß dieser Mensch weder vor Flüchen noch vor Drohungen sich fürchtete.

Gostowski starb. Sein Tod wurde die Ursache vieler Störungen in der Fabrik. Am Dienstag kam eine Arbeiterdeputation zu Adler mit dem Ersuchen, er möge allen Arbeitern erlauben, Gostowski's Leiche zum Grabe zu folgen. Adler lehnte dies ab; er gestattete nur, daß jeder Saal einen Delegirten zum Begräbniß entsende und ließ erklären, jeder Arbeiter, der es wagen würde, die Arbeit zu verlassen, um am Leichenbegängniß theilzunehmen, würde Strafe zahlen müssen. Trotzdem ging der größte Theil der Arbeiter zum Begräbniß. Daraufhin befahl Adler, Jedem der Abwesenden den Lohn für einen Tag zur Strafe zu kürzen.

Dies erbitterte die Leute; man dachte wiederum daran, zu streiken; ein Heizer drohte, er werde den Kessel explodiren lassen. Unter gewöhnlichen Verhältnissen würde Adler um dies alles sich wenig gekümmert haben, jetzt aber wurde er wüthend. Er stellte solche Redensarten als Aufstand hin, erbat und bekam von der Stadt zehn Sicherheitswachleute; alle Malkontenten jagte er aus der Fabrik und den Heizer ließ er verhaften.

Diese energischen Schritte verfehlten ihre Wirkung nicht. Die Arbeiter hörten auf zu drohen, baten aber Adler, er möchte die Entlassenen wieder einstellen und einen Chirurgen für die Fabrik engagiren.

Adler erwiderte, er würde thun, was ihm beliebte, und von den Entlassenen wollte er überhaupt nichts mehr hören. Am Montag darauf war wieder alles still, es war bei Adler's Willen geblieben.

Böhme kam in die Villa, um den Fabrikanten zu einigen Maßnahmen zu gunsten der Arbeiter zu bewegen; er fand ihn

aber starrsinniger als je. Auf alle Vorstellungen erwiderte Adler, wenn er auch je etwas auszuführen beabsichtige, so würde er jetzt nichts thun.

„Weißt Du, Martin,“ sprach er, „daß man sogar in den Zeitungen uns verrissen hat? Den Ferdinand haben sie in einem humoristischen Blatt lächerlich gemacht, und in den Tageblättern schreiben sie, ich sei am Tode des verunglückten Gostowski schuld; er sei verunglückt infolge von Ueberanstrengung und gestorben, weil kein Arzt in der Fabrik war.“

„Etwas ist wohl wahr daran“, entgegnete Böhme.

„Nichts ist davon wahr,“ schrie Adler, — „jeder deutsche Arbeiter thut mehr als Gostowski, und wenn auch ein Arzt in der Fabrik angestellt wäre, so könnte er um 12 Uhr in der Nacht ebenso gut abwesend sein wie der im Städtchen.“

„Möchte wenigstens doch ein Chirurg da sein! . . .“ versetzte Böhme.

Adler erwiderte darauf garnichts mehr, er ging im Zimmer mit großen Schritten auf und ab, — endlich sagte er, er wolle etwas frische Luft schöpfen und ersuchte Böhme, mit ihm in die Laube im Garten zu gehen; er befahl auch Johann eine Flasche Wein dorthin zu bringen.

Die milde, kühle Luft und der gute Wein beruhigten Adler ein wenig; er gerieth in eine bessere Laune. Böhme versuchte, aus dieser Umwandlung für die Arbeiter Nutzen zu ziehen.

„Na,“ sagte er, an Adler's Glas anstoßend, ein Mensch, der einen so guten Wein trinkt, kann doch nicht so grausam sein. Verzeihe den Arbeitern, nimm die Entlassenen wieder auf . . . engagire einen Arzt . . . auf Dein Wohl!“ . . .

„Ich trinke auf Dein Wohl, Martin, und ich sage Dir, daraus wird nichts,“ erwiderte Adler, ohne aus der Ruhe zu kommen.

Der Pastor schüttelte den Kopf. „Es ist schlimm, Gottlieb, daß Du so starrsinnig bist!“

„Das ist kein Starrsinn; ich muß so sein. Wenn ich diesem Gesindel heute um ein Haarbrett nachgäbe; es würde bald schön aussehen in der Fabrik.“

Der Pastor schwieg einen Augenblick; dann begann er, schon in einem anderen Ton: „Denke daran, Gottlieb! Ich habe es Dir einmal schon gesagt und sage es Dir heute wieder: Böses gebiert Böses, Du hast Deinen Sohn schlecht erzogen, — er machte Schulden, — Du kürztest, um diese zu bezahlen, den Arbeitern die Löhne und entliehest den Arzt und den Chirurgen — infolge dessen mußte Gostowski sterben, — es folgten die Unruhen, die Du durch Entlassungen und die Polizei niedergehalten hast, — es kamen die Zeitungsartikel . . . was wird weiter geschehen, welches werden die folgenden Glieder in dieser Kette sein?“ . . .

Vom alten Adler wußte man seit jeher, daß er Egoist und Ausbeuter war; Ferdinand kannte man als Egoisten und ausschweifenden Wollüstling; aber erst die Zeitungsartikel riefen gegen die beiden eine allgemeine Empörung hervor.

Überall beschäftigte man sich mit den Ereignissen in der Adler'schen Fabrik; man rechnete die Schulden nach, die Ferdinand im Auslande gemacht hatte, man sprach von dem wüsten Leben, das er jetzt führte, erzählte sich von den stattgehabten Lohnkürzungen und der Erhöhung der Arbeitsstunden. Vor allem aber bildete Gostowski's Tod das Thema des Tagesgesprächs, und man bürdete allgemein dem alten Adler die Schuld an diesem Todesfall auf und sprach das auch öffentlich aus. Seit jeher hatte die Fabrik einen Chirurgen und einen Arzt gehabt; jetzt hatte Adler beide entlassen, um Ersparnisse zu machen, und der Tod eines Menschen war die Folge. Mit dem Tode seiner Arbeiter hatte also der Alte seines Sohnes Schulden bezahlt.

Es dauerte nicht lange, und Ferdinand spürte die Folgen dieser allgemeinen Stimmung. Einige seiner Freunde brachen jeden Verkehr mit ihm ab; andere wurden kühler, nur wenige, die auf seine Kosten sich amüsiren wollten, verkehrten mit ihm wie zuvor; aber auch von diesen mußte er ab und zu ein böses Wort einstecken. Wo er hinkam, war es nun ins Restaurant, in ein Café oder in eine Weinstube, überall reichte man ihm, wie zufällig, Zeitungen, in denen Korrespondenzen über Gostowski's Tod standen, und als er einmal, umgeben von seinem Stab, den Kellner fragte, ob

Nothwein da sei, antwortete ihm dieser: „O ja, roth wie Blut!“

Jeden anderen würden diese und ähnliche Vorfälle zur Besinnung gebracht haben, würden ihn veranlaßt haben, sich auf eine Zeitlang zurückzuziehen, den Lebenswandel zu ändern; aber der junge Adler gehörte nicht zu denen, die der Allgemeinheit sich fügen, vor ihr sich beugen, — im Gegentheil, er reizte sie noch! Der stumme und stete Kampf, der zwischen ihm und der öffentlichen Meinung herrschte, ärgerte ihn zwar, aber er sah in demselben nicht nur die Quelle monotoner Aergernisse, sondern auch die des zukünftigen Triumphes, denn er war sicher, daß früher oder später alle ihm würden unterliegen müssen.

Er war der echte Sohn seines Vaters, und gleich diesem liebte er den Kampf und das Beseitigen von Hindernissen.

Eine höchst unliebame Person war dem Ferdinand ein gewisser Zapora, ein Gutsbesitzer, der zugleich Gemeinderichter war. Zapora war ein kleiner, dicker, ungeschickter Mensch, mit unjympathischem, abstoßendem Aeußern; er sprach wenig, spielte mit niemand Komödie und nannte alles beim rechten Namen. Diese unanfehlliche Hülle aber barg großen Verstand und ein großes Wissen; ein Herz voll edelster Gefühle und einen unbeugsamen, weder durch glattes Wesen, noch durch schöne Worte bestechlichen Charakter.

Zapora sprach vom jungen Adler nie anders als von dem „Narren“; Leute, die mit ihm öfters verkehrten, mußten schon, wen er meinte, wenn er „der Narr“ sagte, und Ferdinand wieder verdächtigte den Zapora der Verfälschung der Korrespondenzen über Gostawski's Tod. Es war somit vorauszu sehen, daß in der engen Atmosphäre des kleinstädtischen Lebens zwischen den beiden es früher oder später zum Zusammenstoß kommen mußte.

Es war anfangs September, und im Städtchen war Markttag. Viele Gutsbesitzer aus der Umgebung kamen deshalb dort zusammen, und unter ihnen war auch Zapora, der in der Stadt eine Kanzlei hatte. Er erledigte seine Geschäfte, und gegen zwei Uhr ging er ins Restaurant zum Mittagessen.

(Fortsetzung folgt.)

## Das lenkbare Luftschiff.

Die Erde und das Wasser hat der Mensch sich unterthan gemacht; mit der Eisenbahn überholt er den schnellsten Renner, und noch schneller trägt er seine Gedanken mittels des elektrischen Telegraphen über die weitesten Entfernungen. Den Ozean durchkreuzen die schnellen Dampfer in wenigen Tagen, so daß Reisen von Europa nach Amerika und umgekehrt etwas Regelmäßiges geworden sind. Unjährllich treffen die Chefs amerikanischer Firmen in Berlin ein, um ihre Geschäfte hier zu erledigen; und selbst Vergnügungsfahrten von einem Kontinent zum andern sind nichts ganz Ungewöhnliches und Seltenes mehr.

Zu den liebsten Phantasien der Menschen gehörte von jeher der Gedanke, auch die Luft, das leichte Element der Vögel, besiegen zu können, und ungehindert durch die erdfesselnde Schwere über Berge, Länder und Meere dahinzufliegen. Nach der griechischen Sage erhob sich der kunstvolle Dädalos, der Erbauer des Labyrinths, mit seinem Sohne Ikarus mit Hilfe von Flügeln in die Luft, um dem Könige zu entfliehen, der den kenntniß- und kunstreichen Mann von der Insel Kreta nicht fortlassen wollte. Schon bei diesem ältesten Flugversuch, von dem nur die Sage berichtet, ereignete sich ein Unglücksfall: der junge Ikarus flog in jugendlichem Uebermuth trotz der Warnung des Vaters zu hoch, so daß er der Sonne zu nahe kam. Dadurch schmolz das Wachs, mit dem die Flügel am Körper befestigt waren, und Ikarus fand herabstürzend in den Wogen des Meeres den Tod. Glücklicher war der Schmied Wieland, der nach der nordischen Sage mit Hilfe von selbstverfertigten Flügeln vom Hofe des Königs Rindung entfloß, nachdem er dessen Söhne getödtet und seine Rache befriedigt hatte.

Die Nachahmung des Vogelfluges, wie sie die alten Sagen kennen, spielte jedoch bei der wirklichen Erfindung des Luftschiffes gar keine Rolle, obwohl es zu allen Zeiten Leute gab, die mit solchen Apparaten unter Benützung des Windes die Schwere zu überwinden trachteten.

Den ersten Anstoß zur Konstruktion des Luftschiffes gab die Erfindung der Luftpumpe, die im Jahre 1650 dem berühmten Magdeburger Bürgermeister Otto v. Guericke gelang. Schon 20 Jahre später schlug ein italienischer Jesuit namens Francisco Lana vor, große Kugeln aus dünnem Metallblech luftleer zu pumpen, und an diese Kugeln, die dann in die Höhe steigen müßten, einen Rahm mit Menschen zu befestigen. Der Versuch selbst wurde erst 40 Jahre später in Vissabon unternommen, und zwar nicht mit großem Erfolge; denn der Apparat flog gegen eine Mauer und erlitt dadurch starke Beschädigungen. Der Gedanke aber, der ihm zu grunde lag, war ein vollkommen richtiger. Warum fahren denn eiserne Schiffe im

Wasser, ohne unterzugehen, obwohl doch Eisen viel schwerer ist, als das Wasser? Nun, jedermann weiß, daß dies Resultat dadurch erreicht wird, daß das Schiff einen großen Hohlraum umschließt. Sobald ein Körper ins Wasser eintaucht, macht sich das Gewicht des aus seiner Stelle gedrängten Wassers als ein Auftrieb geltend, der den Körper wieder in die Höhe treibt. Daber wird selbst ein eiserner Kasten nicht unterinken; wiegt er z. B. zwei Kilo, hat er aber einen Rauminhalt von zwei Litern, so wird der Auftrieb des verdrängten Wassers ihm nur ein Einsinken bis zu  $\frac{2}{3}$  seiner Höhe gestatten. Alsdann hat er bereits zwei Liter Wasser verdrängt, die ihrerseits auch ein Gewicht von zwei Kilo darstellen, und somit der Schwere des Kastens durch ihren Gegendruck das Gleichgewicht halten.

Mit der Luft verhält es sich durchaus ebenso, wie mit dem Wasser: Ein Körper, der leichter ist, als das Quantum Luft von gleichem Rauminhalt, kann sich nicht am Boden halten, sondern muß durch einen entsprechenden Auftrieb in die Höhe getrieben werden. Zwar ist die Luft sehr leicht; ein Liter wiegt wenig mehr als ein Gramm. Aber sie hat doch immerhin Gewicht, durch das sie einen Auftrieb hervorbringt. Daber hatte der genannte Jesuitenpater ganz recht; konnte man in der von ihm angegebenen Weise eine Kugel von 20 Kubikmetern Rauminhalt luftleer machen, so müßte sie als Auftrieb das Gewicht von 20 Kubikmetern Luft, also von 20 Tausend Litern oder etwa 20 Kilo erhalten, wog sie selbst etwa 10 Kilo, so müßte sie in die Höhe fliegen und fast noch 10 Kilo mitzunehmen im stande sein; man sieht, daß mehrere solcher Kugeln schon ein ziemlich schweres Luftschiff hätten tragen können.

Je höher man in der Luft steigt, desto dünner und leichter wird sie; daher kann ein Luftschiff nicht bis an die Grenze des Luftmeeres steigen, wo ein mitreisender Gast, der in den leeren Raum hinausbliden wollte, den Erstickungstod sterben müßte; je höher man kommt, desto kleiner wird der Auftrieb, so daß das Schiff schließlich in einer Schicht schweben bleibt, in welcher der Auftrieb gerade die Schwere des Apparates das Gleichgewicht hält.

Der Vorschlag des Paters Lana wurde vergessen, und erst 100 Jahre später stiegen in Frankreich die ersten Luftballons in die Höhe. Der Ballon war nicht aus einer schweren Metallkugel gebildet, sondern aus einer leichten Hülle von Laster; auch hatte Montgolfier, der Erfinder des Luftballons, nicht an ein Auspumpen desselben gedacht; sondern ein starkes Feuer erwärmte die im Ballon befindliche Luft, wodurch sie sich ausdehnte und verhältnißmäßig leichter wurde, so daß der Ballon sich am 5. Juni 1783 zum ersten Male in die Lüfte erhob. Gleich darauf schlug der Physiker Charles vor, statt der erwärmten Luft zur Füllung eines Ballons das sehr viel leichtere Wasserstoffgas zu benutzen, wodurch die Tragkraft bedeutend erhöht werden mußte; Charles ließ seinen Ballon am 27. August 1783 zum ersten Male aufsteigen.

In diesem und dem nächsten Jahre folgten nun rasch aufeinander verschiedene Auffahrten, die fämnlich mit großem Interesse verfolgt wurden. In einer Montgolfiere (Ballon mit erwärmter Luft) ließ man Thiere in einem Käfig aufsteigen, und als sie gesund wieder zur Erde gelangten, wagten auch zwei Menschen, Pilâtre de Rozier und der Marquis d'Arlandes, am 19. Oktober 1783 sich in die Lüfte zu erheben. Am 1. Dezember folgte Prof. Charles, der seine Charliere (Ballon mit Wasserstoff) mit einem Nieße und Ventil versehen und eine Gondel mit Anker und Sandsäcken als Ballast versehen hatte. Bei den nun rasch hintereinander unternommenen Auffahrten verunglückte der erste tüchtige Luftfahrer, der oben genannte Pilâtre de Rozier; als er von Boulogne aus nach England fahren wollte, platzte der Ballon in beträchtlicher Höhe und er stürzte mit seinem Begleiter Romain in die Tiefe, wo sie zerschmettert wurden.

Obwohl dieser erste Unglücksfall einen großen Eindruck hervorbrachte und den Unternehmungsggeist etwas lähmte, wurden doch bald weitere Versuche unternommen. Die Möglichkeit, in die Höhe zu steigen, war glänzend dargehan; um aber das Luftmeer zu beherrschen, mußte man den Ballon auch nach Belieben lenken können. Schon Professor Charles stieg 1784 mit einem länglichen Ballon auf, den er mit Hilfe von Rudern fortzubewegen suchte. In unserem Jahrhundert versuchte man natürlich den Dampf und in der letzten Zeit auch die Elektrizität zu benutzen, um einen der Schiffschraube ähnlichen Propeller in Bewegung zu setzen. 1855 stieg Giffard mit einem lenkbaren Ballon auf, dessen Schraubenpropeller durch eine Dampfmaschine von drei Pferdekraften getrieben wurde; er soll eine Bewegung von drei Metern in der Sekunde erreicht haben. 1872 erreichte der deutsche Ingenieur Hähnlein in Brunn eine Geschwindigkeit von fünf Metern; er benutzte einen Gasmotor, der den Gasbedarf aus dem Ballon selbst entnahm. Da Leuchtgas bequemer und billiger zu haben ist, als Wasserstoffgas, so wird es vielfach zur Füllung der Ballons benützt, obwohl die Tragkraft wegen der größeren Schwere des Leuchtgases dabei geringer ist.

Die größten Erfolge errangen die französischen Offiziere Renard und Krebs, deren Ballon am 9. August 1884 nach einer Fahrt von 20 Minuten an den Ort des Aufstiegs zurückkehrte. Eine elektrische Batterie lieferte den Strom für einen Elektromotor, der eine zweiflügelige Propellerschraube antrieb. Diese Vorrichtung hat den Ballon thatsächlich gelenkt.

Andere Forscher ließen den Ballon fort und suchten das Fliegen als Sport zu betreiben, wie der im vorigen Jahre verunglückte

Bilienthal. Wieder andere bauen komplizierte Maschinen nach ähnlichen Prinzipien; das hervorragendste Werk dieser Art ist die Maxim'sche Flugmaschine, die der bekannte Erfinder der englischen Schnellenergeschütze erbaute, und die sich auf eine Strecke von 100 Metern in die Lüfte erhoben hat. Die meisten jedoch benutzen zum Aufsteigen einen Ballon, dem sie durch die Kraft eines Motors die beliebige auch gegen den Wind gerichtete Bewegung in horizontaler Richtung zu geben suchen. In dieser Richtung arbeitete auch das Opfer der letzten Katastrophe, Herr Dr. Bölsfert, der leider so elend zu grunde gegangen. Er benutzte einen Benzinmotor, arbeitete also mit einem außerordentlich feuergefährlichen Stoff; sein Schicksal wird diesen und ähnliche Stoffe bei den Erfindern der lenkbaren Luftschiffe wohl in Verzug bringen; doch werden die Arbeiten selbst unablässig weiter betrieben werden. Wir können daher hoffen, in nicht allzu ferner Zeit die Luftschiffahrt sich zu einem mächtigen Hebel des Verkehrs entwickeln zu sehen. Bt.

### Kleines Feuilleton.

— **Hohe und niedrige Wohnungsmiethen.** In keinem Ort der Erde soll das Wohnen so theuer sein wie in Gibraltar, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil es für diese Stadt unmöglich ist, sich nach irgend einer Richtung hin weiter auszudehnen. Ein langer, schmaler Streifen Land, der früher Meeresstrand war, konnte allein bebaut werden; sonst ist im weiten Umkreise nichts als steiles, zerklüftetes Gestein. Auf dem an manchen Stellen nicht mehr als 100 Schritt breiten, bewohnbaren Landstrich sind die Heimstätten von beinahe 30 000 Menschen zusammengebrängt. 60 bis 80 M. werden für das kleinste Zimmer monatlich geordert und gegeben, und dabei sind dort die Löhne um 70 pCt. geringer als in England. Die Ueberfüllung der Häuser in Gibraltar ist geradezu fürchterlich, und infolge des großen Wassermangels ist Sauberkeit nach unferen Begriffen dort vollkommen ausgeschlossen. In Gegensatz zu den sehr hohen Miethen in Gibraltar sind die Preise für Wohnungen auf der Insel Malta von großer Billigkeit. Etwas außerhalb von La Valetta kostet ein ganzes Haus mit sieben bis acht Zimmern und allem Zubehör nicht mehr als achtzig bis hundert Mark jährlich, und dabei sind die Steuern dort gänzlich unbekannt. Der Malteser baut sein Haus aus dem weichen Sandstein, aus dem die ganze Insel besteht. Während er das Fundament ausgräbt, gewinnt er gleichzeitig das Material für die Mauern des Gebäudes. —

— **Die belgischen Klöster.** Im Jahre 1846 hatte Belgien 137 Männerklöster mit 2051 Mönchen und 642 Frauenklöster mit 9917 Frauen. Der Reichthum der Männerklöster wurde auf 198 Millionen Franks, der der Frauenklöster auf 444 Millionen Franks, also insgesammt auf 642 Millionen Franks geschätzt. Am 31. Dezember 1896 besaß Belgien 244 Klöster für Ordensgeistliche mit 4858 Mönchen; ihr Vermögen betrug 539 Millionen Franks, und 1498 Frauenklöster mit 26 228 Nonnen, und ihr Vermögen stellte sich auf 1 118 000 000 Franks. Hiernach hatten am 31. Dezember 1896 die belgischen Klöster ein Gesamtvermögen von einer Milliarde und 657 Millionen Franks. —

### Literarisches.

— **Edith Gräfin Salburg,** „Die österreichische Gesellschaft.“ Roman-Trilogie. Erster Band: „Die Exklusiven“. Leipzig. Krübel und Sommerlatte. — Vor 8, 10 Jahren begegnete man dem Namen der damals blutjungen Autorin ziemlich häufig in österreichischen Blättern. Edith Salburg galt als „freisinnige“ Kontesse und die deutschnationalen Kalendermacher und Blättchen-Herausgeber waren ihres Lobes voll. Später wurde es wieder still von ihr, trotzdem sie seit 1888 12 Bände in die Welt geschickt. Was sie mit ihrer neuesten Roman-Trilogie will, besagt schon der Titel. Soweit man aber nach dem vorliegenden ersten Bande schließen kann, wird dabei nicht viel heraus kommen; höchstens so etwas wie Gouvernanten-Geschreibsel. Neuere Handlung besitzen „Die Exklusiven“ übergener, von einer künstlerischen Darstellung kann keine Rede sein. Der Beifall der Leihbibliotheken-Stammgäste ist dem Roman also gewiß. Und etwas anderes wurde auch wohl kaum angestrebt. —

### Theater.

— Von Clara Wiebig's Drama „Barbara Holzer“, das unlängst in Breslau einen schönen Erfolg errang, wurden bei der Aufführung im Münchener Deutschen Theater die ersten beiden Akte abgelehnt. —

— Der Münchener akademisch-dramatische Verein veranstaltet am 18. Juni im dortigen Deutschen Theater zu Gunsten der in Bildung begriffenen Stiftung für den Dichter Detlev von Liliencron einen Theaterabend mit Liliencron'schen Dichtungen und mit dem ersten Theil des Björnson'schen Schauspiel „Ueber unsere Kraft“. Den Pastor Lang wird Emanuel Reicher vom Deutschen Theater in Berlin spielen. —

### Musik.

— **er.** — Neues königliches Operntheater. Mit Beginn dieses Monats ist die Oper nach ihrem Sommerheim im Thiergarten übersiedelt. Sonnabend gab man daselbst Bizet's „Carmen“. Und wieder freuten wir uns über die vollkräftige

melodische Erfindung, die Originalität der farbenreichen Orchestrierung und die packende, dramatische Macht, welche in der Partitur des so jung, einer großen Zukunft entrissenen französischen Meisters leben. Die Aufführung litt unter der Wiedergabe der Titelrolle seitens des Fräulein Cortese. Mosaikartig sind Nuancen und berechnete kleine Effekte für die Gestaltung des auf schrankenloser, dämonischer Sinnlichkeit beruhenden Carmen-Charakters zusammengetragen, ohne doch ein wirkliches Bild von tragischem Werthe hervorbringen zu können. Zu dem kalten und Ausgetüftelten ihrer Spielweise gefellt sich ein erschreckender Mangel an Tragkraft des Tones und eine musikalisch ganz unstatthafte Zerrung der Phrasirung, welche dem leitenden Kapellmeister Steinemann arge Pein bereitete. Das ehrliche, verblendete Opfer Carmens, den José, gab Herr Göhe mit natürlicher und warmer Empfindung und üppiger Entfaltung seiner quellenden Tenorstimme, welcher wir nur die feinen Schattirungen eines zarten Piano und des An- und Ab-schwelkens in jeder Tonlage wünschen. Die Monotonie eines fortwährenden Aus-voller-Brust-Singens vereitelt nachhaltige künstlerische Wirkungen. — Der Stierkämpfer Escamillo des Herrn de Souza, eines in guter italienischer Schule herangebildeten Sängers, imponirte durch eine sieghafte, elementare kräftige Baritonstimme, die ob ihrer überhellen Tonbildung zuweilen ganz tenoralen Charakter annimmt. Schauspielersich war der mit einer überfluthenden Fallstaff-Leiblichkeit ausgefittete Künstler recht interessant und wich in Kostüm und charakteristischer Durch- und Ausführung des Torero von der traditionellen Art ganz ab. Dem Publikum, das eine Wiederholung der zweiten Strophe des Eintrittsdouplets erzwang, schien der Gast ausgezeichnet zu gefallen. — Der Micaela des Fräulein Weiß fehlt die mühelos ansprechende Höhe, auf der stets ein Schatten von Klanglosigkeit ruht. Chor und Orchester hatten einen guten Abend.

### Kunst.

— Auf der internationalen Kunstausstellung zu Dresden wurden bis jetzt für mehr als 200 000 Mark Kunstwerke erworben. Unter den Käufern befanden sich die Gemäldegalerie, die Skulpturensammlung und das Kupferstichkabinet zu Dresden, das städtische Museum zu Magdeburg u. a. —

### Archäologisches.

— In der Nähe von Orléans, auf dem Gebiete der Gemeinde Beaulieu im Loiret-Departement, ist beim Bau eines Bignalweges eine archäologische Entdeckung gemacht worden. Es wurden vier der gallisch-römischen Epoche angehörende Hochöfen ausgegraben, die interessante Aufschlüsse über die Eisengießerei der Römer geben. Hierdurch ist die Aufmerksamkeit auf eine Reihe kleiner Hügel gelenkt worden, hinter denen man weitere Hochöfen vermutet und die nun ebenfalls ausgegraben werden sollen. Man hofft, auf diese Weise ein ganzes römisches Eisenwerk aufzudecken. —

### Geographisches.

ie. Ein gewaltiger Gletschersturz fand zu Anfang dieses Jahres im südlichen Island statt. Man nimmt an, daß seine Entstehung mit den letzten schweren Erdbeben in diesem Gebiete zusammenhängt. Als ein reitender Postillon gerade das Sandfeld von Skeidar (südlich des Skeidarar Gletschers) durchquerte, hörte er etwa zwei englische Meilen vor sich plötzlich von dem Gletscher einen langen söhnenden Ton ausgehen und sah gleich darauf gewaltige Eismassen von dem Gletscher aus in die Luft gewirbelt, unmittelbar gefolgt von einem Strome, der auf die Sandfläche herniederstürzte, nach allen Seiten anwachsend und alles vor sich her schiebend. Der Postillon wandte sofort sein Pferd und ritt nach der Station Nupstaf auf der westlichen Seite des Gletschers. Sechs Tage später kehrte er zu den Skeidaranden zurück und fand auf ihnen riesige Terrassen von Eiswogen aufgehäuft, die sich in einer Länge von mindestens 25 englischen Meilen (40 Kilometer) von dem Gletscher nach dem See hin ausdehnten, die mittlere Breite dieser Eisfläche war etwa 6 1/2 Kilometer. Es war eine Unmöglichkeit, diesen Eiswall an einer anderen Stelle zu überschreiten als dicht am Flusse des eigentlichen Gletschers, wo die Eischollen weit auseinander lagen. Auf der anderen Seite des Eisfeldes entranen dem Gletscher sechs neugebildete Bäche. Ein Schaden an Leben und Eigenthum ist durch diese gewaltige Katastrophe nicht veranlaßt worden. —

### Aus dem Thierleben.

— Zwei interessante Beispiele von Muth einer Rebhühnermutter veröffentlicht Prof. Reichenow in seinen „Ornithologischen Monatsberichten“. Im vorigen Sommer standen aus einem schmalen Kartoffelstück zwei Hühner auf, die geschossen wurden. Eines fiel, das andere war nur geflügelt und lagte im selben Augenblick, als die Mutter den Jungen folgte. Die Alte flog direkt auf das flagende zu, breitete seine schützenden Flügel davor und drehte es mit großem Eifer und Geschick herum nach dem mit der Stoppel wechselnden Kartoffelstück. Kaum war das geflügelte Junge geborgen, als die Alte mit der Muth einer Klucke des Haushuhnes auf den Jäger losjührte, den das ganze Ereigniß so in Anspruch nahm, daß er erst ans Laden des Gewehres dachte, als das Huhn zwei Schritte von ihm das Angriffsmännchen aufgab. Ein weiterer Fall von Wehrhaftigkeit des Rebhuhns wurde auf einem anderen Jagdrevier beobachtet. Ein Bauer ging mit einem Ferkel längs eines Getreidesfeldes dahin, als der Hund, wild witternd, auch schon

zwischen den Falmen verschwand. Doch äußerst schnell schoß er heulend wieder daraus hervor — eine alte Rebhenne hatte sich auf seinen Kopf gesetzt und bearbeitete ihn nach Möglichkeit mit dem kleinen Schnabel. Erst als der Köter wieder seinen Herrn erreichte, ließ die muthige Henne von dem Störenfriede ab, um wieder ihre erst kurz dem Ei ent schlüpften Jungen aufzuzuchen. —

—io. Lebensfähigkeit gewisser Insekten. Ein Mitarbeiter des „American Naturalist“ sammelte im vorigen Jahre Larven von einer Fliege, die in den Wassern des großen Salzsees in den westlichen Vereinigten Staaten leben und ließ dieselben zunächst 10 Tage in dem Salzwasser, um sie dann in einer Flasche mit dreiprozentigem Formalin aufzubewahren. Nach weiteren 10 Tagen nahm er das Glas wieder vor, und fand von den darin enthaltenen Larven, trotz der ungemainen Schärfe der genannten Flüssigkeit, noch drei derselben am Leben. Derselbe Naturforscher beobachtete eine Heuschrecke oder vielmehr einen traurigen Bruchtheil einer solchen, der nur aus dem Vorderleibe und dem Kopfe bestand, während der übrige Körper fortgerissen war, dieses verstümmelte Thier brachte es fertig, noch 9 Tage lang zu leben. Die französische Zeitschrift „Génie“ endlich macht die Mittheilung, daß in dem Leibe einer Forelle, welche nach ihrem Tode noch 12 Stunden lang gelegen hatte, bevor sie geöffnet wurde, sich zwei Käfer lebend vorfanden. Diese Thiere wurden als Kuriosität aufgehoben, und ihre Gesundheit schien nicht im geringsten durch die Gefangenschaft in dem Thierleibe gelitten zu haben.“ —

**Aus dem Pflanzenreiche.**

t. Ein wohlriechender Baum, der in Europa noch wenig bekannt ist, ist der Ravenara in Madagaskar, welcher der eingehenden Beschreibung, die er in dem französischen Bulletin der sogenannten Klimatifikations-Gesellschaft neuerdings erhalten hat, wohl werth ist. Der Baum, dessen bekanntester lateinischer Name Agathophyllum aromaticum lautet, ist ein schöner und großer Vertreter der Familie der Lorbeerbäume, besitzt eine dichtbelaubte pyramidenförmige Krone und einen mit röhrlischer Rinde bedeckten Stamm, die länglichen Blätter, die nicht länger als höchstens 10 Zentimeter werden, sind dick, lederartig und unbehaart, auf der Oberseite grün, auf der Unterseite grünlichgrau. Madagaskar ist die eigentliche Heimath des Baumes, aus der er nur noch nach den Mascarenen-Inseln verpflanzt ist. Alle Theile des Baumes sind wohlriechend mit Ausnahme des Holzes; die Rinde, die Blätter und die Früchte besitzen einen starken Duft nach Gewürznelken. Die Rinde wird vielfach als ein Surrogat für Kanneel gebraucht. Die Blätter werden von den Eingeborenen, ganz oder zu Pulver zerrieben, als Würze zu vielen Speisen genommen. Auf eine sehr einfache Art gelingt es, die Blätter lange Zeit aufzubewahren, ohne daß sie ihr zartes Aroma verlieren. Sie werden mehrere Male gefaltet, auf Fäden gezogen und so einen Monat lang an die Luft gehängt, damit sie ihr Wasser verlieren, danach wirft man sie in siedendes Wasser und läßt sie dann von neuem an der Sonne oder am Feuer trocknen. Sie werden dann braun und glänzend und bewahren ihren Duft, der von dem in ihnen befindlichen Oele herrührt, mehrere Jahre lang. Durch Destillation der Blätter kann man dieses Oel auch direkt erhalten, welches vollkommen dem von Gewürznelken gleicht und hoch im Preise steht. Der werthvollste Bestandtheil der Pflanze sind jedoch ihre Früchte, deren Samen man wohl auch in Europa unter dem Namen Nelkenrinne kennt und als Gewürz benützt. Die Frucht hat etwa die Größe einer Kirsche, deren Fleisch einen sehr starken Geruch ausströmt. Noch kräftiger duftet jedoch die in dem inneren Kerne enthaltene Mandel von weißgelber Farbe, die sehr stark mit Oel durchsetzt ist, wodurch sie einen herben, pikanten, fast beißenden Geschmack erhält. Die Eingeborenen von Madagaskar sammeln die Früchte schon mehrere Monate vor ihrer Reife und bereiten daraus das sogenannte Madagaskargewürz, das als Arznei, als Gewürz und als Wohlgeruch benützt wird; sein Duft ist etwas weniger streng als der der Blätter. Man benützt die Früchte auch zur Herstellung eines Likörs. In Europa gebraucht man die Früchte hauptsächlich als tonisches, verstärkendes und aromatisches Mittel, das Fleisch der Frucht gilt als appetitanregend. Die Franzosen, die eifrig nach unabhängigen Produkten in dem neu erworbenen Lande suchen, werden vielleicht der Verwerthung dieses merkwürdigen Baumes ihre besondere Aufmerksamkeit zuwenden. —

**Humoristisches.**

— Sie muß eine „Dame“ werden. Folgenden Brief eines jungen Mädchens vom Lande aus der Gegend von Melle (Osnaabrück), das von seinen Eltern in ein belgisches Klosterinstitut geschickt worden war, theilt das „Mell. Kreisbl.“ mit: „Liebe Mamma! Mit Vergnügen kriege ich die Feder um an Dich zu schreiben, da ich jetzt auch 6 Wochen weg bin, und als Pensionärin mich aufhalte. Ich gebe mir alle Mühe eine Dame zu werden, aber Maireprefekt (d. i. Maire-Préséct) die sagt immer, ich wäre so steif wie eine Latte. Ich muß immer in Stoffstiefeln, daß ich leicht auf die Füße komme. Ich jög mannigmal gern wieder Holschu an. Ich habe durch die dünne Stoffstiefeln schon einen Schnupfen, daß mir die Thränen in die Augen kommen, Ach Mamma, ich habe immer gemeint ich wäre die erste Deutschin, aber jetzt muß ich eine Stunde lang „Sch“ zischen,

daß mir die Zunge steif im Halse steht. Und sind sogar Pensionärinnen die Französisch sprechen, das krieg ich aber nie in den Kop, Mamma, da scheu ich düstlich vor. Ich habe immer gemeint, Körperarbeiten wären schwer, aber Geistesarbeiten sind noch schwerer. Und es ist ein großer Unterschied, ob man einen Dreschflegel in die Hand hat oder eine Feder. Schlafen können wir hier viel länger als zu Hause. Das Essen wohl vielerlei, aber man kriegt so recht nicht was in die Kiengisten, darum magst du wohl wenn ihr das Röttchen schlachtet eine Würst schiden, aber ihr müßt das polzig anfangen, denn Maireprefekt die schnüffelt alles durch. Was macht der liebe Papa die Schwestern und die Jungen? Das Sihen merst ist auch nicht so erquickend wie die Landluft. Ihr macht jetzt wohl viele Butter ich freue mich immer wenn ich höre, daß sie ihener ist. Ist Striepen noch immer die Ueberste in Milchgeben? Das ößige Kofet, man muß immer sihen, als wenn man einen Grepelstiehl aufgeschluckt hätte. Es geht doch nichts für komode Kleidung. Aber ich thu alles schon gern wenn ich nur nach Papa seinem Sinn eine Dame werde. Ursula sagt immer Maria Chatarine was haben sie wieder in einander Kopf in die Höhe. Ach und das wird mir so sauer. Auch kommt es mir so sagt. Aber das alle it zu ertragen, wenn nicht das Künste machen wäre, Turnen sagen sie dazu. Ich muß zwischen Reck mich hangen, und auf zwei Laten auf die Hände laufen, das sibt aus wie ein Galgen. Und mich hin und her schwanken, daß ich schwant werde. Ja ihr könnt es mir glauben, daß es recht schwer ist eine Dame zu werden. Was machen meine lieben Gänse, haben sie viele Sößeln. Grüßet sie alle, auch den lieben Papa, die lieben Schwestern und die guten Jungen. Von Euer Tochter und Wohlgeborenen unterthänigste Schwester Maria Chatarina.“ —

**Vermischtes vom Tage.**

— In Aachen sind am Sonntag zwei Tuchfabriken und zwei Spinnereien niedergebrannt. — Bei einem Brand in Rheinfelden wurde auch die hölzerne Rheinbrücke vom Feuer ergriffen. Das große Joch der Brücke stürzte in den Rhein und schwamm brennend stromabwärts. —y. Auch die „Tonderner Nachrichten“ haben ihrem Berliner Plattenlieferanten (Hachfeld, Schmitz u. Co.) aufgesagt. — Die Eisackbrücke bei Bozen (Tyrol) ist vollständig niedergebrannt. — Semlin (Ungarn), 14. Juni. Das Hochwasser durchbrach die Schutzdämme zwischen Kribin und Ivanowa. Beide Ortschaften wurden überschwemmt. 30 000 Joch Felder stehen unter Wasser. Vier Dampfer sind von hier zur Rettung der Einwohner abgefannt worden. — Am Sonnabend Abend sollte in Charleroi (Belgien) eine Vorstellung des französischen Theatre Libre stattfinden. Als die Schauspieler auf der Bühne erschienen, drangen zehn Polizisten in das Theater ein und verhafteten die ganze Truppe, die hierauf mittels Gendarmerie an die Grenze befördert wurde. — In dem Theater zu Chioggia bei Venedig erschöß wäh- rend der Vorstellung ein Schauspieler seinen Kollegen insofolge einer Verwechslung des Theaterrevolvers mit einem richtigen Revolver. — Auf der Reise von Fiume nach London ist ein griechischer Segler in Brand gerathen und bei Almeria (Spanien) gesunken. — c. e. Theaterbrände. Nach einer in der „Revue Bleue“ veröffentlichten Statistik von Schneider sind im Zeitraume von 140 Jahren in Europa und Amerika 753 Theater niedergebrannt; 7000 Personen fanden dabei den Tod, verwundet wurden mindestens 20 000. London weist 37 Theaterbrände auf, Paris 84, New-York 30, San Francisco 27, Philadelphia 21, Boston 14 und Bordeaux 7. — Der Werth eines Menschenlebens. In einer Nummer der in Bomba, Britisch-Zentral-Afrika, erscheinenden „Central Africa British Gazette“ wird berichtet: Vor dem aus dem Richter und zwei Beisitzern bestehenden Gerichtshof erschien der Engländer John Lane, angeklagt, beim Scheibenschießen absichtlich und ohne jeden Grund auf zwei in der Nähe arbeitende Eingeborene geschossen und sie verwundet zu haben. Er war geständig und wurde mit — einer Geldbuße von 70 Pfd. Sterl. bestraft. „Die Strafe wurde bezahlt“ — schließt der Bericht. — Freitag um Mitternacht erfolgte in Kalkutta ein zweites, stärkeres Erdbeben von etwa fünf Minuten Dauer. In mehreren Stadtvierteln ist fast jedes Haus beschädigt. Ein fünfjehu Fuß langes Stück des Thurmes der Kathedrale fiel herab, die Thürme der anderen Kirchen, das Rathhaus, der Justizpalast und andere öffentliche Gebäude wurden beschädigt. Acht Eingeborene fanden den Tod, viele andere wurden verletzt. Viele von den minder wohlhabenden Europäern und zahlreiche Eingeborene sind obdachlos geworden. Die Erschütterung wurde über ein sehr weites Gebiet hin wahrgenommen, so selbst in Bombay, aber auch in Simla und Manipur. Besonders heftig war dieselbe in Darjiling, wo viele Häuser zerstört und beschädigt wurden. Viele andere große Städte wurden von dem Erdbeben in geringem Maße mitgenommen. Ein Zug der von Bengalen nach Assam führenden Eisenbahn wurde umgeworfen. Es herrscht ganz außergewöhnliche Hitze. —